

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang

31.

Donnerstag, am 9. August 1849.

Proben

aus:

des deutschen Michel Liederbuch,

von

J. Lasker.

I.

Michels politisches Glaubensbekenntniß.

Mel.: Ich bin ein Deutscher 1c.

Ich bin Reaktionär, bin ein Zarucker;
Ruh' und Gehorsam! — ist mein Lösungswort.
Ein Demokrat ist nur ein armer Schlucker,
Lockt keine Kage von dem Ofen fort.

Besonnen stets voran

Still stehen dann und wann!

Die Pfeif' ist frei! Frei überall das Rauchen!
Was will ich mehr?! — Mehr kann ich nicht
gebrauchen!

O welch' ein Wahnsinn: für die Freiheit kriegen,
Die Titel, Orden ganz vernichten will!
Seh' ich ein Bändchen sich in's Knopfloch schmiegen,
Schweig' ich mein Lebelang zu Allem still. —

Was kümmert mich die Welt?!

Mein Lösungswort ist: Geld!

Jetzt hängt der Himmel wieder voller Geigen:
Die Freiheit fällt — Gottlob! — die Course
steigen! —

II.

Michel will auswandern.

Mel.: Bertrand's Abschied.

Lebt wohl Ihr Stühle, Ihr geliebten Fische!
Man treibt es jetzt in Deutschland gar zu toll.
O welche Finten! welche faule Fische!
Da man für Freiheit auch noch sterben soll.
Leb' wohl, o Bett, darin ich treu geschlafen!
Schlafmütze Dich, Dich laß' ich nicht zurück.
Wie schwer mich auch des Schicksals Schläge trafen,
Schlafmütze, Du bleibst stets des Deutschen Glück!

Sie schwärmen für schwarz, roth und goldne Farben,
Mir wird davor nur schrecklich gelb und grün.
Wenn erst die Freiheitshelden alle starben,
Dann wird der Handel wieder herrlich blü'h'n!
Schlafmützen werden dann wir fabriciren,
So mollig weich, so recht bequem und dick; —
Worin die längsten Ohren sich verlieren,
Und kein Gedanke stört des Schlafens Glück.

Ach! die Verfassung hätt' ich noch ertragen;
Doch flieh' ich vor dem Worte: Republik!
Ein Schiff soll nach Amerika mich tragen,
Dort blüht mir Ruh' und Unterthanenglück.
Großvaterstuhl — von Dir auch muß ich scheiden,
Schlafmütze, Dich nur laß' ich nicht zurück!
Geh deutsche Mütze, Trösterin in Leiden,
Schlafmütze, Du birgst Deutschlands Heil und Glück!

Die Bedeutung des ungarischen Krieges.

Alles blickt gespannt auf Ungarn. Von Ungarn, hoffen wir, kann noch die Erlösung über Europa ausgehen. Es scheint, als wenn der Gott der Freiheit denjenigen Völkerschaften, die in Europa auf Civilisation den größten Anspruch machen, erzürnt über ihre Hyperkultur und entnervte Verbildung, den Rücken weisen wollte und sich der stämmigen, naturwüchsigigen Nation der Ungarn zugewendet hätte, um unter ihrem Schlachtgetümmel die Freiheit zu krönen, und von dem blutgedüngten Boden der Krieger Arpads aus den Lenz der Völkerverjüngung über Europa prangend entfalten zu lassen für eine neue, urfrische Völkergeneration.

Auf Ungarn sieht man im ganzen civilisirten Europa hin. Freilich, von zwei Hauptstandpunkten aus.

Ungarn hat die Republik proklamirt. Das ist schrecklich für die Partei der Constitutionellen oder der verschleierte Absolutisten. — Kossuth, der begeisterte und begeisternde Messias der Ungarn, steht auf dem Höhenpunkte des Zeitbewußtseins und der Zeitbedürfnisse, ist ein Verbündeter der demokratischen Republikaner, man fürchtet, er werde die Elektrizität der Revolution, die er in die magyarische Atmosphäre so zauberisch wunderbar hineingeleitet, bis hinaus über die „honnete Republik“ steigern, und, nicht zufrieden mit der Regierungsform der Freiheit, auch eine sociale Umgestaltung in der Staatswirtschaft anbahnen.

Das machte nun auch die „honetten Republikaner“ mißgünstig gegen die Riesenschritte, in welchen sie das Siegesglück der Magyaren ehernen Trittes vorwärts schreiten sahen.

Es kann uns daher nichts weniger als Wunder nehmen, daß die zeitweilige französische Regierung, die weder republikanisch, noch social ist, die ungarische Regierung nicht anerkennen will, und es dem preussischen Kabinette nicht für ungut hält, daß es die Russenexpedition mit zärtlicher Fürsorglichkeit durch's Land befördert.

Aber, wie unendlich ist dagegen die Hoffnung der ehrlichen Republikaner, der Todfeinde der

offenen sowohl, als der verkappten Despotie, die dem Absolutismus den Untergang geschworen und Wort halten werden, wie unendlich ist die Hoffnung, womit sie auf die magyarischen Spartaner blicken!

Sie hoffen Europabeglückendes, und sie haben recht.

Hat Ungarn seine Feinde niedergeschmettert, so ist Oesterreichs Bankerott gewiß. Sein finanzieller Bankerott nicht allein; sondern Oesterreich macht Bankerott in der Geschichte der Völker.

In Deutschösterreich hat die Standrechtspolitik die Demokratie geknebelt. Die Demokratie liegt in Fesseln geschmiedet. Aber die Ungarn vor Wien — und in Wien ersteht die Revolution wieder auf. Die Sympathie für die Ungarn war ein Hebel der Wiener Oktobererhebung; aber die Verbrüderung der Deutschen mit den Magyaren wird nicht zum zweiten Male eine bourgeoisische Verrätherie die wedelnde Rolle spielen und einem Windischgrätz die neronische Verewigung angebreiten lassen.

Die polnischen Verbündeten der Ungarn werden nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, bis Galizien und ganz Polen insurgirt und frei ist, und der tapfere Ungar wird seinen Verbündeten nicht im Stiche lassen.

Deutschland, das kosmopolitische Deutschland, dieses Herz Europa's, diese Nation, welche der Pulsschlag der europäischen Nationen hätte sein können, und die seine Dynasten so unglücklich zerklüfteten, Deutschland wird unter dem Banniere der Demokratie einig werden mit sich selbst, und, seinem Weltberufe folgend, Europa erleuchtend eintreten in den heiligen Bund der Nationen.

Das Volk von Frankreich wird die Unmoral von seinem Präsidentenstuhle verbannen und gemeinsam mit dem glorreichen Italien, das seine geistliche und weltliche Schmach von sich wälzt, der vierte in dem Bunde sein, den die freie Schweiz besiegeln wird.

Die gedrückten Nationen haben in ihrem Schicksale das natürliche Bündniß, und in der Freiheit haben es alle, in welchen die Legitimität der menschenthümlischen Majestät zu Bewußtsein gekommen ist.

Die Völker werden zu Gerichte sitzen, und, die Waage der Gerechtigkeit haltend, eine unsterbliche Verdammung über die Tyrannei decretiren.

Wie die individuelle Freiheit des Einzelnen, werden die Nationalitäten in das unbestreitbare Recht der Natur wieder eingesetzt werden, um aus der Mannichfaltigkeit heraus auf verschiedenen Entwicklungsgängen in das Weltmeer des Weltbürgerthums einzumünden. —

Der magyarische Kriegsschauplatz involvirt eine weit höhere Bedeutung, als man ihm in erster Anschauung beizumessen pflegt.

Nicht vom Sturze einer sünden- und altersschwachen Intriguendespocie, nicht vom Siege Ungarns ist die ganze Lösung seiner Aufgabe abhängig; der Krieg selbst löset schon eine Aufgabe, die noch erhabener als jene ist, oder vielmehr jener erst das welthistorische Gewicht verleiht.

Die kosmopolitische Idee, die allen großen Geistern von jeher vorgeschwebt und für die der edelen Sängers Geist in die Saiten schlug, jene Idee, daß ein weltbürgerliches Band alle Völker umschlingen müsse, findet auf den Schlachtgesilden Ungarns den Durchbruch zur Verwirklichung. Polen, Franzosen, Italiener und Deutsche kämpfen heldenmüthig zur Befreiung der Magyaren; in dem Blutströme der Freiheit, welcher den ungarischen Boden weihet, mischt sich das Blut, das den letzten Athem von Märtyrern begleitete, deren Wiege unter den mannichfachen Himmelsstrichen gestanden.

Und diese Schaaren hat nicht das Gewaltgebot eines ehrsuchtigen Welteroberers zusammengetrieben, sondern der eigene Trieb menschlicher Freiheit, der in ihrem männlichen Busen treibt, hat sie bestimmt, todesverachtend die Reihen eines Volkes auszufüllen, das für seine Selbstständigkeit zu der heiligen Waffe gegriffen.

Die Völkerverbrüderung in dem Kampfe Ungarns garantiert welthistorisch die Völkerverbrüderung, welche der Sieg ausbreiten und befestigen wird.

Eine wahre, im großartigen Style zu vollbringende politische und sociale Umwälzung der civilisirten Nationen ist nur ausführbar auf der Unterlage der Völkerverbrüderung. Diese muß

Ziel und Mittel zugleich sein. Und eine solche Aera scheint angebrochen zu sein.

Was wir in ausgedehnterem Maßstabe in Ungarn sehen, das wiederholte sich in den Mauern der „ewigen Stadt“, das wiederholte sich im Freiheitskampfe Badens.

Auf Romas Barrikaden fochten Polen und Deutsche, ja selbst Franzosen gegen ihre entarteten Landesöhne, die, ohne Scheu vor der geschichtlichen und künstlerischen Ehrwürdigkeit der „ewigen Stadt“, mit Barbarei und Vandalismus die Nationallehre Frankreichs brandmarkten, auf Kommando jenes Becken, der sich, namenlos unverschämt, einen Namen machen möchte, während ein Name ihn gemacht. —

Desgleichen standen in Badens gefährlichem Kampfe für deutsche Freiheit Polen, Franzosen und Schweizer den Deutschen zur Seite.

Nichts ist unmenschlicher als der Krieg; aber nichts ist erhabender, wenn er um ein Ideal geführt wird. Er ist nothwendig, wie der Orkan und das Erdbeben, wo das böse Princip nicht anders überwunden werden kann.

Ormuzd setz so lange seinen Krieg gegen Ahriman fort, bis er den Sieg über ihn wird errungen haben.

Es scheinen unserer noch blutige Zeiten zu warten; denn der Despotismus steht es ein, daß er jetzt um Sein oder Nichtsein kämpft. Er schwört alle dämonischen Gewalten herauf; Alle, die ihn handhaben, haben sich einander angelobt, zu stehen und zu fallen mit der Völkergeißel Tyrannei. — Aber auch die Nationen haben genossenschaftlich geschworen ewige Rache dem Purpur der Blutschuld, ewigen Haß der Knechtschaft und ewige Liebe der Freiheit!

Das Morgenroth der aufgehenden Sonne über dem Völkerhorizonte, wie es sich die Poesie im verflornten Frühlinge ausgemalt, scheint die Röthe des Blutes werden zu wollen, das aus den Adern der Freiheitshelden fließt. Doch, sie ist eine Morgenröthe zugleich.

Es wird die letzte Schlacht geschlagen werden; sie wird die fürchterlichste sein; aber entscheidend, und die letzte! —

Leipzig.

Chronik.

Die Brüder.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Das Glend mit seinem scheußlichen Geleite bedrohte den alten Herzog; das junge, in allem Schimmer des Reichthums erzogene Mädchen sollte nun der Nothdurft und Entbehrung zum Raube werden. Dieser grausamen Nothwendigkeit gegenüber, wurde der Muth des Greises schwach, und von diesem Augenblicke ab verließ ihn die Geisteskraft, seine Gesundheit wurde schwankender und seine Fähigkeiten erloschen allmählig. Nun konnte Claire nur noch auf sich selbst rechnen; in ihrem siebzehnten Jahre wurde sie das wahre Familien-Oberhaupt und mußte die Vormundschaft über einen Greis übernehmen.

Indessen wurde in der ganzen Umgebung mit Nachforschen fortgefahren. Die Frau des Holzhauers bewachte sie, aber man konnte ihre Wachsamkeit täuschen. Bei einem von jenen damals so häufigen Ueberfällen hatte sie ihre Gäste nur gerettet, indem sie dieselben hinter einem Haufen von Holzbündeln versteckte.

Jeden Tag konnte eine Unvorsichtigkeit ihren Zufluchtsort bekannt machen, oder das Geschwäg eines Bauers sie verrathen. Diese Lage war unerträglich, man mußte die Gegend verlassen und weiter fliehen.

Der treue Benoit schlug ein Mittel vor; er war aus den Cevennen, und sein Vater, ein armer Ziegenhirt, hatte ihm an den Ufern des Gardon ein Häuschen und eine kleine Heerde hinterlassen.

Benoit bot dieses der Empörungswuth minder zugängliche Asyl seiner Herrin an, Claire nahm es dankbar und mit Thränen in den Augen.

Man sandte nach dem nächsten Flecken, um dort für den Vater und die Tochter Bauernkleidung anzuschaffen; es wurden Pferde gekauft und unter Benoit's Leitung machten sich die Geächteten auf den Weg in's Gebirge.

Als sie nach mannichfacher Ermüdung und Gefahr an das Ziel ihrer Reise gelangten und ihre neue Wohnung sahen, wurde es Claire bange um's Herz.

Es war eine allem Wetter ausgelegte Hütte mit Strohdach und ungedieltem Fußboden. Eine Breterwand theilte sie in zwei Theile.

Einige Ziegen, die von einem Mädchen des Gebirges gehütet wurden, machten mit dieser Hütte die ganze väterliche Erbschaft aus. Benoit nahm Besitz von derselben, und suchte sie der neuen Bewohner würdiger zu machen.

Sie hatten zweitausend Francs in Gold mitgebracht. Ein Theil dieser Summe wurde zur Anschaffung einiger Meubles und des dringendsten, nothwendigsten Hausraths verwendet. In seiner neuer Stellung zeigte sich der alte Diener der Flüchtlinge ebenso erfindungsreich als ergeben. Er suchte die letzten Hilfsquellen so viel als möglich zu schonen, und wußte doch ihnen die Entbehrungen zu ersparen, welche mit ihren Lebensgewohnheiten sich nicht vertrugen.

Das Häuschen wurde nach Kräften ausgeschmückt, die Wirthschaftsgegenstände waren einfach, aber reinlich. Der Vater und die Tochter hatten Betten, Stühle, einen Fauteuil sogar, und einige Bücher dienten dazu, ihnen die Mußestunden zu verkürzen. Einsam im Gebirge wohnend, hatten sie keine Ueberraschung zu fürchten, und Claire konnte in voller Freiheit auf den wilden Spitzen der Berge umherschwärmen.

Bald gewöhnte sie sich an dies neue Leben, welches ihr das kostbarste aller Güter, die Sicherheit, darbot. Ihr Vater schien an dieser frischen, heilsamen Luft sich wieder etwas zu erkräftigen, und sie selbst, das Kind einer raffinirten Civilisation, erstarbte durch diese nahe Berührung mit der Natur.

Nur der Winter war auf diesen häufig vom Nordwinde umwehten Bergen rauh und hart. Vor einem großen Feuer sitzend, brachte Claire die Tage des schlechten Wetters zu, schläferete ihren Vater durch Vorlesen ein, oder saß mit dem Geschick einer Bäuerin am Spinnrade.

Mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit begab sich Benoit jede Woche nach Alois, um die Wirthschaftsvorräthe zu erneuern und für die Behaglichkeit seiner Gäste einige angenehme oder nützliche Gegenstände herbeizuschaffen. Weder Schneefallen noch Ueberschwemmungen konnten

den braven Diener davon abhalten, er kam den kleinsten Bedürfnissen seiner Gebieter zuvor, dies ging so weit, daß er sogar ihren Launen Opfer brachte. Der Leichtsinne der Kinder großer Familien war Clairen bis in ihren armseligen Zufluchtsort gefolgt. Sie glaubte nicht an die Dauer der revolutionären Herrschaft und überschätzte die Geldmittel, welche sie in die Verbannung mitgenommen hatten. Benoit wagte es nicht, diese Täuschung zu verschweigen und diese naive Unbesorgtheit durch düstere Gedanken zu stören. Er sah sie glücklich und fürchtete, dieses Glück zu trüben.

So dauerte dieses Leben einige Zeit. Die Mersanne waren vergessen, man glaubte sie im Auslande; aber ein neues Unglück brach über den Herzog und seine Tochter herein, es sollte ihnen bald an Geld fehlen. Wie sparsam Benoit auch in seinen Ausgaben gewesen, wie sehr er sich auch bemüht hatte, durch seine Arbeit das kleine Kapital der Geächteten zu vermehren, die Summe war jetzt doch beinahe erschöpft.

Sie hatten schon die letzten hundert Francs angegriffen und nun mußte ein entscheidender Schritt geschehen. Benoit vertraute sich Claire an, die zum ersten Male einsah, wie fürchterlich ihre Lage war.

Die Revolution ging ihren Lauf mehr als jemals, und man konnte sich keiner Hoffnung auf baldige Erlösung hingeben.

Sie mußten also an diesem Zufluchtsort bleiben, aber woher dann neue Hilfsquellen nehmen? Benoit opferte sich wieder auf, er erbot sich, wenn es sein müsse, von Thür zu Thür in Montpellier bei allen alten Freunden des Herzogs von Mersanne, oder wenigstens bei denen, welche vom Sturme nicht getroffen waren, und unter dem Titel eines Anlehens oder Geschenkes die Summe zusammenzubringen, welche nothwendig war, die Familie noch ein oder zwei Jahre zu erhalten.

Die Abwesenheit des guten Dieners konnte etwa vierzehn Tage dauern und ihre Wirthschaft in den Cevennen mußte daher für diese Zeit versehen werden. Claire billigte den Plan, schrieb die Liste der zu besuchenden Personen auf, und in der Mitte September ging Benoit fort.

Die ersten Tage seiner Abwesenheit verrannen

schnell. Claire hatte Beschäftigungen und Erholungen, welche ihre ganze Zeit ausfüllten.

Als die beiden ersten Wochen verflossen waren, bemächtigte sich eine unbestimmte Unruhe des jungen Mädchens. Wenn Benoit nun nicht wiederkam, in dieser fürchterlichen Einsamkeit allein mit einem franken Vater, was sollte sie da anfangen? Die Vorräthe nahmen sichtlich ab, wie konnte sie dieselben erneuern? Diese Gedanken erfüllten die Seele des armen Kindes mit Schrecken, störten sie nächtlich im Schlafe und wollten den ganzen Tag nicht von ihr weichen.

Alle Augenblicke ging sie auf den nächsten Hügel, und sah, ob sie den treuen Diener nicht von weitem erblicken konnte.

In ihrer Hoffnung getäuscht, setzte sie sich dann mit der Gebehrde des Schmerzes und der Verzagtheit vor die Thür der Hütte. Am zwanzigsten Tage gerieth sie in Verzweiflung, außer sich ging sie fort und schlug den Weg ein, welchen Benoit hätte kommen müssen; so ging sie drei Stunden, aber nirgends wollte sich am Horizont der Trostebote zeigen.

Von Ermüdung und Kummer geschwächt, war sie im Begriff umzukehren, als ihr Auge zufällig auf einen Flug Raben fiel, der über einem Abgrunde schwebte; sie blickt hinab und sieht einen Leichnam. Ein fürchterlicher Argwohn ergreift sie, mit der Geschmeidigkeit einer Gemse steigt sie von Vorsprung zu Vorsprung hinab, bis in die Tiefe des Schlundes, und dort, o Schrecken! erkennt sie die Leiche ihres unglücklichen Vaters, man hatte ihn in dem Augenblicke, wo er die Cevennen hinaufsteigen wollte, wahrscheinlich beraubt und dann ermordet. Mit diesem Freunde verlor Claire ihre letzte Stütze, nun stand sie allein mit einem franken Greise. Seit einigen Tagen schon mußte sie die Lebensmittel sehr in Acht nehmen und schonen, aber trotz aller Entbehrungen ging ihr Vorrath doch zu Ende. Herr von Mersanne beklagte sich, und sie wagte nicht, ihm die fürchterliche Wahrheit einzustehen.

Eines Tages endlich hatten sie in der Hütte nichts mehr zu essen, da waffnete sich Claire mit einem großen Entschlusse, und ging nach Mais. Der Zufall hatte sie zu den Gebrüdern Gérard geführt.

Nachdem sie diese Geschichte schnell erzählt, wandte sie sich mit edlem Stolz und hoher Würde an Pierre Gérard:

„Jetzt begreifen Sie, warum ich hier bin, sagte sie, mein Vater stirbt vor Hunger!...“

III.

Während Claires Erzählung hatte August Gérard die Augen nicht von dem jungen Mädchen abgewendet, das trotz der sie umhüllenden Kleidung so stolz und adelig vor ihm stand.

Je weiter sie in der Erzählung ihres herben Schicksals kam, je tiefer prägte sich auf seinem Gesichte Mitgefühl und höchstes Interesse aus. Er war schon Mitschuldiger dieser Opfer bürgerlicher Zwietracht.

Ueber seine revolutionäre Gesinnungen hatte stets ein Ideal geschwebt, welches sie veredelte. Als Sohn eines Landmannes konnte August die Vorrechte der Geburt nicht anerkennen, aber edlen Naturen, in welchem Stande sie sich auch zeigten, war er seine Huldigungen zu entziehen nicht fähig.

Er hatte in seinen jugendlichen Träumen sich eine Metamorphose ohne Opfer möglich gedacht, er glaubte, die Zeit werde ihr neues Kind ohne Schmerzen gebären können.

Beim Anblicke aller dieser Gewaltthatigkeiten in diesem unerbittlichen Kampf gegen Geburt, Luxus und Schönheit, beim Anblicke dieser Verfolgungen, welche im Namen der Prinzipien gegen die einzelnen Menschen ausgeübt wurden, erschloß sich in seinem Herzen der Keim des Mißtrauens und der Veirung. Er war schon so weit, daß er sich fragte, ob eine Reform, die sich solcher Mittel bedient, eine legitime sein könne, ob die Arbeiter das von Hause aus so gut gemeinte Werk nicht verdorben hätten.

Pierre's Gesicht dagegen war bei der Erzählung gleichgültig geblieben, es drückte nichts als Zurückhaltung und Kälte aus. Nichts desto weniger hatte er einen innern Kampf durchgemacht und war zu einem Entschlusse gekommen.

Die erste Regung des revolutionären Oberhauptes von Mais trieb ihn strengen Maßregeln zu. Der Gang war wichtig und wie wir gesehen haben, glaubte Pierre, daß er ihm bei den da-

maligen Machthabern ein Gewicht verleihen würde. Aber nach gründlicherem Nachdenken änderte er seinen Plan und eine kühnere, klügere Combination trat an die Stelle desselben.

Das Haus Gebrüder Gérard war so schwer von der industriellen Krisis getroffen worden, daß es nächstens seine Werkstätten schließen, ja vielleicht sogar seine Zahlungen einstellen mußte.

Pierre's Stolz konnte sich mit diesem Gedanken nicht befreunden, im höchsten Grade besaß er jenes Ehrgefühl, welches seine Wurzel in der Eitelkeit hat und der Gedanke an einen commerciellen Untergang war in seinen Augen stets von der Nothwendigkeit eines Selbstmordes begleitet.

Jetzt bot sich ihm ein Mittel dar und mit ihm das Leben.

Dieser Geächtete, der in einer Hütte der Gevenden vor Mangel umkam, war noch vor Kurzem der reichste Grundbesitzer im Languedoc.

Die vereinigten Lehen von Balmale, Murviel und Saint George konnten nicht unter drei Millionen geschätzt werden und die Merjanne besaßen außerdem, theils in der Guyene, theils im Verigord vier oder fünf Millionen herrschaftlicher Güter, die von ausgestorbenen Seitenzweigen herrührten.

Es galt also die Wiedererlangung eines Vermögens von acht Millionen und das Mittel dazu bot sich auch dar.

Nur die Güter Emigrirter wurden von der Confiscation getroffen und die des alten Herzogs waren nur unter Sequester gestellt worden, weil sein Name auf der verhängnißvollen Liste sich befand.

Nichts konnte leichter sein, als auf die klarste Weise darzuthun, daß der Herzog von Merjanne Frankreich niemals verlassen und in seiner Zurückgezogenheit bei Mais allen Intriguen, allen Verschwörungen nach Außen hin fern geblieben war.

Aber zu diesem Zwecke hatte der Herzog einen Bürgen nöthig, der stark genug in die Revolution verwickelt war und unumstößliche Beweise seiner Gesinnung abgelegt hatte.

Die Berechnung war umsichtig und das Unternehmen wohl der Mühe werth, versucht zu werden.

Konnte ein Greis, der mit einem Fuße schon im Grabe stand, konnte ein junges Mädchen ohne Erfahrung gegen einen Clubchef ankämpfen, in dessen Händen ihre Wiedererhebung oder ihr Untergang lag? Es wäre Thorheit gewesen, das zu glauben, und daher sah Pierre den Erfolg für gesichert an.

Nach einigen Augenblicken Schweigens wandte er sich nach Claire von Merjanne um und sagte mit der freundlichsten Miene, die er annehmen konnte, zu ihr:

„Mademoiselle, lassen Sie sich Ihre Geständnisse nicht leid thun, Sie werden denselben Ihre Rettung verdanken. Nicht dem Oberhaupt der Municipalität von Mais sollen Sie sich anvertraut haben, sondern dem Privatmanne Pierre Gérard und dieser wird niemals vergessen, was er dem Unglücke schuldig ist.“

Als er diese Worte seinen Bruder gefühlvoll aussprechen hörte, konnte August Gérard eine Regung des Erstaunens nicht zurückhalten.

Er kannte die gewöhnliche Unbeugsamkeit seines Bruders, seine rigoristische Politik, er war sogar darauf vorbereitet, das Opfer, welches der Zufall demselben überliefert, nicht ohne hartnäckige Kämpfe ihm zu entreißen.

Um so lebhafter war daher seine Freude, als Pierre so wohlwollende Gesinnungen äußerte.

Die naive offene Seele August's entdeckte natürlich nicht die Berechnung, welche hinter dieser anscheinenden Umwandlung lag. Er glaubte lieber an eine von jenen Umänderungen, welche der Ueberdruß am Bösen erzeugt, und der er selbst nicht entgangen war.

Tief bewegt ergriff er seines Bruders Hand, drückte sie ihm und sagte:

„Verzeih mir, Pierre, ich hatte Dich falsch beurtheilt!“

Claire ihrerseits war entzückt; ihrem Vater sollte geholfen werden. Kein Gedanke des Mißtrauens konnte neben dieser glücklichen Aussicht aufkommen.

Auf der Stelle wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Nach den ziemlich unbestimmten Andeutungen, welche das junge Mädchen geben konnte, war die Hütte auf dem Abhange der Berge gelegen, welche das Dorf Cendras begren-

zen und ihren Fuß in den Wellen des Gardon baden.

Claire war, um nach Mais zu gelangen, den Fußpfaden gefolgt, welche am Ufer entlang führen, aber der gewöhnliche Weg machte eine Krümmung.

Trotz der wohlbekannten Bürgertugend des Hauses Gérard mußte man doch vorsichtig zu Werke gehen; die Sache mußte vor dem Werkmeister Mouron, den Bauern der Umgegend und vor den Spionen geheim gehalten werden, welche überall in Menge sich fanden.

Man beschloß daher, Nachts abzureisen, um mit Tagesanbruch an Ort und Stelle zu sein.

Ein Wagen wurde mit Lebensmitteln bepackt. August fügte mit zartester Sorgfalt einige Luxusgegenstände hinzu, welche für Frauen so viel Werth haben.

Die Expedition ging glücklich von Statten, nichts störte sie. Die kleine Wirthschaft war versorgt, und nun mußte man eine regelmäßige Verbindung unterhalten.

Der alte Herzog zeigte sich über diese unerwartete Hilfe fröhlich wie ein Kind; er schien es nicht zu ahnen, daß er dieselben den eingeleisteten Revolutionären der Provinz verdankte. Pierre benahm sich sehr rücksichtsvoll und August verschwendete, sich ganz dem neuen Gefühle, das in ihm erwachte, hingebend, jene liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, welche das Herz allein eingiebt.

Acht Monate hindurch lebte die Familie so von den Unterstützungen, welche ihr die Gérard's zukommen ließen.

Bevor er durch Einschüchterung herrschte, wollte Pierre erst durch Dankbarkeit fesseln. Seine Beute konnte ihm nicht entgehen, und Alles stellte sich günstig.

Um sich für diesen Akt der Milde Verzeihung zu erwerben, mußte er übrigens neue Handlungen der Strenge begehen und mehr als jemals seinen revolutionären Einfluß befestigen.

Von Paris gesandte Profkonsuln bereisten damals die Provinzen; die Schreckenszeit hatte ihren höchsten Gipfel erreicht. Die Listen der Verdächtigen füllten sich täglich mit neuen Namen; für die Neutralen war kein Platz mehr, die Girondisten wurden mit derselben Erbitterung verfolgt

als die Royalisten. Alles, was nicht exaltirt war, galt für feindlich.

Pierre gab sich den Leidenschaften des Tages mit einer Hefigkeit ohne Gleichen hin. Er beherrschte die Clubs von Alais durch seine zugleich kalte und gewaltige Rede; die härtesten Anträge, die unerbittlichsten Maßregeln fanden in ihm einen Verteidiger.

Der Ausschuss für die öffentliche Wohlfahrt hatte ihm unbeschränkte Vollmacht gegeben; er hielt die ganze Gegend in seiner Hand und unterjochte sie durch seine Kühnheit. Aber diese Stellung zwang ihn zu der angestrengtesten Wachsamkeit; er konnte ohne Gefahr einen Posten nicht verlassen, auf welchem ihn hundert eifersüchtige Augen beobachteten.

Sein Capitol hatte, um die Sprache jener Zeit zu sprechen, seinen Tarpejischen Felsen, und auf die geringste Denunciation hin schickte ihn sein eigener Club als Complicen eines Aristokraten auf's Schaffot. Schreckliche Zeit, in der die Parteien eine furchtbare Thätigkeit entwickelten, sich gegenseitig aufzureiben.

August Gérard war freier; er hatte sich von der Politik losmachen können, ohne daß es bemerkt wurde. Die Meinung seines Bruders sicherte ihn vor jedem Verdachte, und das Ansehen desselben schützte ihn.

Er benutzte diese Freiheit, um das Gebirge oft zu besuchen. Die Jagd war der Verwand, hinter welchem er seine Ausflüge versteckte, aber ihr eigentliches Ziel war die Hütte Clairens.

Ein Gedanke der Sühne mischte sich wider sein Wissen und Willen in die Sorglichkeit, mit welcher er diese Geächteten umgab. Der Strenge seines Bruders setzte er die aufmerksamste Pflege entgegen. Claire konnte keinen Wunsch hegen, dem er nicht sogleich zuvorkam.

Ein gewisses, seit zwei Jahren von ihr nicht gekanntes Wohlbehagen herrschte in dem kleinen Hause in den Cevennen, alle Bequemlichkeiten des Lebens zeigten sich wieder darin. Fräulein von Mersanne versuchte zwar, Alles zurückzuweisen, was nicht zu dem streng Unentbehrlichen gehörte; aber August ging auf eine so erfinderische, geschickte Weise dabei zu Werke, er bereitete ihr so zarte Ueberraschungen, zeigte sich über eine Weige-

rung so unglücklich, so verzweifelt, daß das arme Kind sich rühren ließ und keine Kraft zum Widerstande hatte.

Es galt außerdem, den Greis so sanft als möglich bis an's Grab zu führen, den das Unglück in einem Alter überrascht hatte, wo man sich nicht mehr an Entbehrungen gewöhnt.

Man kann leicht errathen, was aus diesen häufigen Besuchen und geleisteten wie angenommenen Diensten entsprang. Diese Kinder liebten sich: sie waren alle Beide in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit.

Claire hatte durch dieses ländliche Leben eine Gesundheit und Kraft gewonnen, wie sie den privilegierten Geschlechtern selten zu Theil werden. Sie glich einer Pflanze, die im Treibhause aufgewachsen und dann in die freie Luft versetzt worden ist: die Zierlichkeit hatte sie nicht verlassen, und die Kraft war gekommen.

August gab ihr weder in Harmonie noch Unmuth der Formen etwas nach. Wenn man sie zusammen die Bergspitzen erklettern sah, sie leicht wie ein Reh, er kühn wie ein Jäger, so wußte man nicht zu sagen, welcher von Beiden schöner, zierlicher, edler war.

August's Gesicht hatte mehr Regelmäßigkeit, Claire's mehr Feines: die Augen des Einen drückten Güte, Hingebung aus, die der Anderen waren voll Heiterkeit und Milde.

Der Unterschied der Stände war vernichtet, so sehr schienen diese beiden auserwählten Naturen einander werth zu sein, in einander zu verschmelzen.

Claire gab sich keine Rechenschaft von dem, was sie empfand. Der Sturm der Revolution hatte sie auf diese öden Berge geworfen, bevor sie die geringste Weltkenntniß hatte, und ihr alter, täglich schwächer werdender Vater konnte sie weder leiten, noch auf dem glatten Abhange der Leidenschaften zurückhalten.

Aber die Stimme des Blutes und die unerschütterlichen Grundsätze der Ehre waren ihr eine sicherere Schutzwehr als alle Rathschläge und Vorstellungen.

Eine Grenze gab es, welche sie selbst in der blindesten Hingebung nicht überschreiten konnte!

Anfangs nahm sie das Gefühl, welches sie zu August zog, für Dankbarkeit und erschrak nicht darüber, sich bei einem Manne so glücklich zu fühlen, dem sie so viel verdankte.

Wenn in seiner Abwesenheit ihr Alles leer um sie her erschien und ihr Wehmuth erregte, schrieb sie diese Symptome der Langweile der Einsamkeit zu.

Diese Capitulationen des Herzens beruhigten sie und schläfernten ihre Besorgniß ein.

Die Macht der Vorurtheile thaten zu dieser gefährlichen Sicherheit auch noch das ihrige; sie glaubte mit unerschütterlicher Gewißheit an die Unmöglichkeit von Mésalliancen; sie konnte sich nicht denken, daß diese Bürgerleute, welche den Thron umgestürzt und das Königthum enthauptet hatten, jemals sich vermessen könnten, ihr Blut mit dem der edlen Familien Frankreichs zu vermischen.

Sie war mit diesen Ideen groß geworden, und die Macht derselben war so groß, daß weder die Proscription, noch das Elend sie hatten erschüttern können.

Die Geheimnisse dieser zugleich stolzen und leidenschaftlichen Seele entgingen August nicht; er verstand und ehrte den Kampf.

Daher kam auch niemals ein Wort von Liebe auf seine Lippen; aber wider seinen Willen gab sich Zärtlichkeit in allen seinen Bewegungen, seinem Blicke und selbst in seinem Schweigen kund.

Er wollte mit Claire die kleinliche Pflege theilen, welche der alte Herzog erheischte; er kümmernte sich um die geringsten Einzelheiten des Hauswesens, sorgte um Alles, beschäftigte sich mit Allem, als ob er zur Familie gehört hätte.

Claire war nicht mehr allein: ihre Einsamkeit war belebt. Ihn zu erwarten und ihn dann zu sehen, das genügte zu ihrem Glücke.

Um Verdacht abzulenken, erschien August nur wöchentlich zwei Mal in den Bergen; aber das Herz übernahm die Ausfüllung der Stunden, welche dazwischen lagen, und alle Beide verließen sie sich mit ihren Gedanken niemals.

An dem Tage, wo Gérard kommen sollte, kleidete Claire sich eilig an, schmückte sich mit dem letzten Strauße, den er ihr gegeben, mit den Bändern, die er ihr geschenkt, und ging dann

auf die höchste Spitze des Berges, um den jungen Besucher desto eher zu sehen.

Was auch für Wetter sein mochte, sie stieg auf dieses ihr Observatorium, und fast immer war ihr August schon dort zuvorgekommen. Bewundernswürdige Strategie, eine Taktik, die viel beredter war, als alle Geständnisse!

So sind nun die Liebenden: ein Wort macht sie scheu, aber sie wissen, trotz ihrer Scrupel, sich eine indirecte Sprache zu schaffen, welche noch viel ausdrucksvoller, viel bezeichnender ist.

Die Cevennenlandschaft war ein bewunderungswürdiger Rahmen für dieses Drama des Herzens.

Nichts in diesen düstern Einsamkeiten erinnert an die weichen, monotonen Linien fruchtbarer Niederungen. Alles ist hier wild, hart, abstoßend. Der einzige Baum, der in Menge sich findet, ist die Kastanie: aber auch sie wächst nicht in dichtem, krausem Gehölz, sondern bloß stellenweise und weit auseinander.

Der Boden, aus röthlichem Tuffstein bestehend, giebt nur hier und dort der Vegetation spärliche Nahrung und erzeugt nicht einmal jenes Gestrüpp, jenes Haidekraut, welches der Schmuck der armseeligsten Steppen ist.

In Zwischenräumen bemerkt man Ansätze von Mineralien, welche in diesen Bergen reichlich sind, hier Steinkohle, dort Schwefelkies, an anderen Orten Markasit.

Bevor reiche Gesellschaften aus dieser Gegend den Sitz eines Eisenbahnwesens und regelmäßiger Ausbeutung gemacht, hatte man kaum eine Ahnung von diesen Schätzen der Natur, und da, wo sich heute einer unserer ersten Schmelzöfen erhebt, sah man vor einem halben Jahrhundert kaum eine oder zwei armelige Schmieden nach catalonischer Art arbeiten.

Der Bergstrom Gardon fügt zu der Unwirthlichkeit und allgemeinen Trostlosigkeit der Aussicht noch das seinige hinzu. Bald durch die Winterregen geschwellt, zerreißt er die ihn umgebenden Hügel, entwirzelt Bäume, führt Vieh mit sich fort und zeichnet sich durch furchtbare Verwüstungen aus: bald wieder durch die Hitze ausgetrocknet, beleidigt er das Auge durch sein Bett von Kieseln, an denen die Sonne wie an geschliffenem Glase

ihre Strahlen bricht. Wo noch vor Kurzem ein ungeheurer Fluß sich fortwälzte, steht man dann in Folge einiger klaren Tage wieder einen ziemlich fahrbaren Weg. Bloß einige Pfützen und ein dünner Strich Wassers deuten darauf hin, daß der Strom gegen die Usurpation seines Gebietes protestirt.

Gewiß hatte Claire in ihrer Kindheit reichere, schönere Landschaften vor Augen gehabt. Die Hügelketten von St. George mit ihrem berühmten Weinbau, die Wälder von Balmale, wo Pinie und Eiche ihre Düfte mischen, die Ebenen im Languedoc, welche der Gesang der Winzer belebt, und das Jauchzen der Schnitterinnen, hatten in ihrem Gedächtniß lachende und frische Erinnerungen hinterlassen.

Und doch schmückten sich die kahlen Gipfel der Cevennen nach und nach für sie mit einem Zauber, welcher alle früheren Eindrücke verwischte. August war da! durch dieses Prisma sah sie alle Gegenstände um sich her!

Die beiden jungen Leute genossen der ganzen Freiheit, welche die Einsamkeit giebt. Während der alte Herzog schlummerte, machten sie endlose Spaziergänge. Unter der Führung ihres Nimrod war Claire eine jagende Diana geworden. Sie stellten den Schnepfen Schlingen, warfen ihre Netze in das Wasser der Bäche, umzingelten die Kaninchen in ihrem Bau, liefen lustig am Rande der Abgründe den wilden Ziegen nach.

Niemand kannte so gut als sie die Karte dieser Berge; sie wußten, wo Raubvögelnester auszunehmen waren, hatten Grotten voll köstlicher Stalaktiten entdeckt; es gab keinen Versteck, in den sie nicht gedrungen, keine Dase, welche sie nicht besucht hatten.

Der Lieblingsaufenthalt Clairs war ein kleines, am andern Ufer des Gardon gelegenes Gehölz, das aus Meerkirsch- und wilden Maulbeerbäumen bestand. Ein befruchtender Bach durchzog dasselbe, und die Vögel der Berge schienen dort ihr Stelldichein zu haben.

Von einigen biegsamen Zweigen hatte August dort eine Hütte improvisirt, in welcher sie alle Beide Platz hatten.

Unter diesem Schuttdache flohen ihre Stunden in süßem Gespräche oder bei gewählter Lektüre

dahin, sie belauschten die Feigendrosseln, welche sich mit der Lockspeise und Vogelleim von ihnen hatten fangen lassen, schlummerten beim sanften Gemurmel der Quelle ein, oder hörten dem Gesänge der Grassücke zu.

Der Frühling war gekommen, und mit ihm alle Freuden, alles Getümmel der Natur.

Die Luft war von jener Wollust erfüllt, welche der Geruch der knospenden Bäume mit sich führt. Die Schöpfung belebte sich, ein neuer Jugendsaft stieg in's Herz des Menschen, wie in den Kelch der Blumen.

Eines Tages hatten sich August und Claire in ihrem Lieblingsaufenthalt verspätet.

Als sie an die Heimkehr dachten, war die Sonne fast blickschnell verdunkelt worden, und dicke Wolken fuhren hastig über die Berge hin, ein Sturm kündete sich an; sie mußten eilen, nach dem Gardon zu kommen, bevor er vom Regen angeschwellt wurde. In dem Augenblicke, wo das Paar an das Ufer des Flusses kam, war das Wasser zwar schon gewachsen, aber wenn sie sich beeilten, konnten sie doch noch das andere Ufer erreichen.

Claire zauderte nicht: wie eine Bäuerin nahm sie Strümpf und Schuhe in die Hand, und hob mit reizendem Erröthen ihr Kleid in die Höhe, um den Strom zu durchwaten. August bewunderte entzückt ihre zarten, reinen Formen; er ging voraus und zeigte Clairs den Weg, als diese das Gleichgewicht verlor, und vom Strome fortgerissen wurde.

Mit der Schnelle des Blitzes stürzte der junge Mann auf sie zu, nahm sie in seine Arme und legte sie am Ufer nieder; sie mußten darauf verzichten, den Fluß zu überschreiten; der Regen floß in Strömen und das Wasser stieg mit jedem Augenblick.

Die Lage wurde unangenehm. Wie sollten sie wieder nach der Hütte kommen? Nur ein einziges Mittel blieb übrig, nemlich, daß sie bis nach Alais am linken Ufer des Gardon entlang gingen, um dort über die Brücke der Stadt zu gehen, und dann am rechten Ufer zurückzukehren. Dieser Weg bot mehr als eine Gefahr, aber sie hatten keine andere Wahl. Claire entschloß sich tapferen Herzens dazu, sie machten sich auf den Weg und

bis zur Vorstadt von Mais stieß ihnen nichts zu. Es wurde dunkel, und August glaubte nichts mehr befürchten zu müssen, als an der Ecke eines Quais eine bekannte Stimme ihn anredete.

Es war der Werkmeister Mouren, der eben aus der nahegelegenen Schenke kam.

„Nun, Bürger August,“ sagte dieser Mensch, „kommst Du nicht in den Club?“

„In den Club? Und weshalb?“ entgegnete der junge Mann, sich zur Ruhe zwingend.

„Weil es in Paris Wirthschaften gegeben hat, Bürger. Danton gestürzt, Camille Desmoulin gestürzt! An die Laterne mit allen morschen Kerlen! Der tugendhafte Robespierre wird über die ganze Sippenschaft triumphiren. Komm nur; heut Abend wird es Lärmen geben.“

„Nicht möglich, Mouren; ich habe Geschäfte.“

„Gut, gut, Bürger; man kennt sie schon, Deine Geschäfte; man folgt ihnen mit den Augen,“ sagte Mouren mit der Frechheit genossenen Weins und revolutionärer Gewohnheit.

Und er entfernte sich, indem er listig das junge Mädchen betrachtete und die Melodie von *ça ira* piffte.

August nahm erschreckt Claire schnell beim Arm, ging über die Gardon-Brücke, versorgte sich mit zwei Pferden, ließ das eine Fräulein von Mersanne besteigen, und so ritten sie spornstreichs nach den Cevennen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Soldaten und Mönchen.*

„O passi graviora! dabit Deus his quoque finem!“

Sie wundern sich über diese Ueberschrift? Was haben „Soldaten“ mit „Mönchen“ zu schaffen, zumal unsere Soldaten, die in ihren Kasernen nichts weniger als ein klösterliches Dasein führen? Geduld, lieber Freund, Sie sollen es erfahren, noch ehe Sie diesen Brief ganz zu Ende gelesen haben, der Sie leider noch immer auffuchen muß „in den

* Brief eines Einsamen an einen Gefangenen.

Grenzen, die Ihnen ein Gott zum Aufenthalte vorgezeichnet.“ Geduld ist ja überhaupt eine so schöne deutsche Tugend. Es schien zwar, als sei uns vor einem Jahre der Vorrath davon ausgegangen, indessen wird dafür gesorgt werden, daß wir das Verbrauchte wieder completiren. Deutet doch Alles auf die Rückkehr in die alten einst so gemüthlichen Privat- und Familienzustände, in denen sich bis Anno 1848 das deutsche Leben bewegte. Die constituirenden Parlamente sind zerschmettert und zerschellt, wie das stolze Schiff der deutschen Einheit, und zwischen den zertrümmert umhertreibenden Planken *apparent rari nantes in gurgite vasto*. Wir haben dafür jetzt ein Familien-, ein Privatparlament, wo derselbe Mann, der einst in jenem stolzen Frankfurter Parlamente die Souveränität der Nation proklamirte, jetzt mit seinen Freunden die octroyirte preussische Verfassung, das neue Buch der heiligen drei Könige, für Deutschland zu retten sucht. Unsere poetischen Politiker und politischen Poeten kehren wieder zu dem vormärzlichen Versmachen zurück und besingen, wie Bruß — in seinen „Neuen Gedichten“ — die Schmach des Vaterlandes und seine Größen, wie der „Oberreichsmarinerath“, Wilh. Jordan genannt, von Berlin und der Cicero von Ellenbogen, Heinrich Laube. Der greise Uhlant, der specifisch deutsche Volksdichter, den dasselbe deutsche Volk, trotz der achtzehn Auflagen, die es von seiner Freiheit und Recht athmenden Liedern verspeist hat, doch ohne sich zu regen, den Säbeln und Bajonetten der Soldaten und den Hufen ihrer Rosse Preis gab, Uhlant kann jetzt auch singen: „Wenn jetzt ein Geist herniederstiege“, in neuer verbesserter Ausgabe veröffentlichen, und den „Fürstenräthen und Hofmarschällen mit trübem Stern auf kalter Brust“ den poetischen Text lesen! Ach, lieber Freund, mir fällt, wenn ich diesen deutschen Humor unserer politischen Poeten ansehe, der mit Wohlbehagen die Stockprügel zählt und die Professe, die das Vaterland Hassen laufen lassen, kritisiert, mir fällt bei diesem Vater Mauritius u. Comp. immer die alte Geschichte von jenem österreichischen Soldaten ein, der, als er von seinem Corporal hundert Stockprügel aufgezählt bekam, seinen Prügel durch fortwährendes Lachen in Verzweiflung setzte.

„Kerl, weshalb lachtest Du in einem fort?“ fragte der Corporal, als er beim letzten Hiebe erschöpft inne hielt und sich den Schweiß abtrocknete. „Schauens“, erwiderte noch immer greinend der Soldat, „i bins ja halt gar nit, der die Prügel kriegen soll, das war mir halt so g'späßig, daß es eigentlich mein Kamerad war, dem sie zugekittirt sein.“ Sie werden gestehen, daß dieser „echt deutsche“ Humor ganz gut zu der Mauritiuspoesie paßt.

Ich fand neulich beim Herumkramen unter alten Papieren die berühmte Nummer des Berliner Volksfreundes, welche ihren Redakteur Herrn Schlössel jun. im April 1848 zu der Ehre des ersten Preßprozesses und zu einer kurzen Haft brachte. Folgende Worte waren in diesem barocken Machwerk voll grotesken Bombastes roth angestrichen: „Die Deutschen werden zwar sicher stets eine feige, dafür aber vielleicht eine spaßhafte Revolution haben.“ Ich erinnerte mich, wie wir bei diesen Worten im April 1848 gelacht hatten und erschrak, als ich jetzt mit Nothilfe von wohlbekannter Hand die Worte am Rande las: „Kinder und Narren reden die Wahrheit!“ Seitdem hat die Geschichte gerichtet, und das berühmte königliche Wort Friedrich Wilhelm's IV.: „Meine Gegner sind immer feige gewesen!“ hat Gustav Adolph Schlössel's Prophezeiung legalisirt. Eine „feige Revolution“, das ist sicher etwas noch nicht Dagewesenes, Apartes, Uneigenthümliches, und Sie kennen doch das Volk, welches von jeher am stärksten mit seiner Uneigenthümlichkeit pochte und pointirte! Und das Ende, selbst der Tapfern? Nur Einer hat würdig, groß und schön geendet, der Mann, der auf der Brigittenau den Schlaf des Todes schläft, dessen brechendes Auge den Schwindsuchtstod der deutschen Erhebung nicht mehr schaute. Aber die andern! Ein unsagbarer Jammer faßt mir das Herz, wenn ich in der Stuttgarter Debatte darüber verhandeln sehe, ob bei der gewaltjamen Ausräumung des Parlamentsjaales die „Effecten“ noch im „brauchbaren“ Stande geblieben, oder durch die Zertrümmerung „werthlos“ geworden!! Und ein Schöder läßt sich ein auf diese jammervolle Debatte! Nein, diese Deutschen verstehen nicht zu enden, ver-

stehen es nicht, ein Ende auf dem Gipfelpunkt der Erhabenheit und Schönheit zu finden, sondern müssen, was sie beginnen, wie ihre Gelage, in zerfahrener, trunkner Wüßtheit mit den Hesen beschließen! — „Vorbei! vorbei!“

Aber ich wollte Ihnen von Mönchen und Soldaten schreiben, und von einem Worte, das Lessing gesagt hat. Also — zur Sache.

Ich hatte immer gedacht, derselbe Mann, der in seinem „Nathan der Weise“ der absoluten „Kirche“ und ihrer Stütze, dem Pfaffenthume, einen so tödlichen Streich versetzte (er selbst nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern“), Lessing müsse auch über den absoluten Staat, die politische Kirche, dieselben Freiheitsgedanken gehegt haben. Ich hatte zu dem Entzwecke alle seine Werke durchgelesen, aber überall die Bestätigung dessen gefunden, was er ein Mal in einem seiner Briefe an seinen Freund Mendelssohn sagt, daß er kein Politiker sei und sich mit Politik nicht befasse, sondern den „Staat“ „vorsichtig bei Seite liegen lasse!“

Diese meine unschuldigen literarisch, politischen Studien datirten aus der vormärzlichen Zeit, wo wir alle mehr oder weniger den Trost der Zukunft aus den großen Literaturpropheten unserer Vergangenheit suchten, wo Karl Grün in seinem Buche „über Öbthe“ nachwies, daß der verschrieene „Fürstendiener“ weit über die engherzige nationale Politik und den Staat selbst hinaus und bereits auf dem Boden des Socialismus einheimisch gewesen sei.

Unter den Notizen zu einem „Lessing als Politiker“ herumstöbernd, fand ich die Bemerkung, daß der Dichter „Nathans des Weisen“ sein politisches Glaubensbekenntniß auf einer einzigen Seite dargelegt habe. Ich sah nach und fand unter den von späterer Hand gesammelten Schnitzeln und Zetteln des Nachlasses ein

Gespräch über Soldaten und Mönche, offenbar nicht in dieser Gestalt zum Druck bestimmt, eine Bouillontafel, für späteren Gebrauch und Auflösung zu mundgerechter Brühe weiterer Ausführung zurückgelegt. Es hat zwei Anfänge, der erstere ist verworfen oder vielmehr im zweiten umgearbeitet. Die Sprecher sind A. und B. „Muß man nicht erschrecken“, hebt A. an (der

ganz gut ein constitutioneller protestantischer Lichtfreund heißen könnte), „muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?“

B. „Erschrecken? Du willst sagen, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche?“

A. „Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten.“

B. „In dem und jenem Lande von Europa magst Du Recht haben (der heutige Leser möge bedenken, daß das Gespräch vor beinahe hundert Jahren geführt ward), aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann seine Saaten **von Schnecken und Mäusen** vernichtet siehet: was ist ihm dabei das Schreckliche? daß der Schnecken mehr sind, als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken und der Mäuse so viel giebt?“

Die Frage geht über den Kopf des guten A. und er erwiedert staunend: „Das versteh ich nicht.“

B. „Weil Du nicht verstehen willst. — Was sind denn Soldaten?“

A. „Soldaten sind Beschützer des Staats!“ *

B. „Und Mönche sind Stützen der Kirche!“

A. „Mit Eurem Kirche!“

B. „Mit Eurem Staate!“

A. „Träumst Du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Glück in diesem Leben gewährt!“

B. „Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt!“

A. „Verheißt!“

B. „Simpel!“

Meinen Sie nicht, liebster Freund, daß in diesem kurzen Entwurfe, dessen wenige Zeilen wie in Marmor gehauen sind, ein ganzer politischer „Nathan“ steckt und daß in ihm zugleich die ganze Weisheit unserer Lage steckt? Zunächst dieser Parallelismus „Mönche und Soldaten: Schnecken und Mäuse“, beide zehrend am Wohlstande der Gesellschaft, beide „die Saaten des Landmanns vernichtend“, „Mönche (und Priester) die Stützen der Kirche“, Soldaten (und Bureaukraten) die

Stützen des Staates; Kirche und Staat in ihrem Wesen eins und dasselbe, der Staat die politische Kirche; „das Glück, das er jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt,“ ganz ebenso reell und wirklich, wie „die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt,“ der blaue Dunst der verheißenen jenseitigen Seligkeit, parallel gestellt mit dem realen Glücke, das neun Zehnthellen unserer Mitbrüder, den fabrikarbeitenden und tagelöhnernden Proletariern, der von „Soldaten beschützte und gestützte moderne Staat, die politische Kirche, gewährt.“ Ach und es ist kein moderner Communist, der diese bössartigen, staatsgefährlichen, offenbar staatsfeindlichen, seine „edelste Institution“ unterwühlende Rede führen läßt, der die Soldaten-Mäuse mit der Landplage der Mönche-Schnecken zu vergleichen sich erfrecht, und der alle diejenigen „Simpel“ nennt, welche das nicht einsehen und verstehen! Es ist ein Alter, ein Mann, der die großen Tage des großen preussischen Friedrich sah, des ersten Soldaten und ersten Diener des Staates, es ist ein Classiker, dessen Werke der Kost eines Jahrhunderts verschönt, es ist Lessing, der unsterbliche Dichter „Nathans des Weisen!“ Eine schlimme Begebenheit!

Erst mit dem Untergange des Mönchtums wird der einzig richtige Ausdruck der absoluten „Kirche“, das Papstthum, fallen. Erst mit der Vernichtung des Soldatenthums der einzig richtige Ausdruck des absoluten Staates. Der humane Lessing sagt es, und in Berlin ist es gedruckt worden, vor zehn Jahren, in der Gesamtausgabe der Lessing'schen Werke, welche Herr Lachmann veranstaltete. Jetzt freilich heißt es dort:

Wider Demokraten

Helfen nur Soldaten.

Und das ist richtig. „Man kommt mit einer Hand voll Gewalt weiter, als mit einem Sack voll Recht.“ Aber die Soldaten unserer Zeit sind selbst Volk, Demos; wenn sie siegen, so siegt, genau genommen, das Volk und wir bekommen nur eine andere Art Demokraten und eine „Soldaten-souveränität“, die es bald merken wird, daß sie es ist. Die Privilegirten und Aristokraten mögen sich vorsehen, der Geist einer Armee, welche weiß, daß sie allein den Staat hält, ist wesentlich gleich *

* Ein bedeutsames „u. s. w.“ im Texte deutet hier an, daß der Lobredner der „Beschützer des Staates“, der Säulen der Ruhe und Ordnung noch viel mehr in Petto hat.

macherisch. Die „Prätorianer“, welche zuerst legitime Kaiser schützen mußten, lernten bald Kaiser machen und zwar Kaiser, die von der Wipe auf gedient hatten!

Ueber den
Reichthum der deutschen Sprache,
 und

unumstößlicher Beweis, daß wir das reichste Volk der Erde sind.

Lieben Brüder! Mag ein habgieriger Feind uns auch Alles rauben, mag er uns Gold und Silber, Haus und Hof, Weib und Kind, ja Freiheit und Ehre entreißen: Einen Reichthum muß er uns lassen, den Reichthum unserer Sprache, auf welchen wir wenigstens eben so stolz sein können, als jene aufgeblasenen Insulaner auf ihre Guineen. Mögen wir immerhin gegen sie und andere Völker ein armes Volk sein, was die elenden edlen Metalle betrifft, ja mag auch die deutsche Volkstracht, wozu sich die schönsten Aussichten eröffnen, über kurz oder lang, einem zusammengesackten Bettlerkittel gleichen: in Hinsicht unserer Sprachschätze werden wir stets das reichste Volk der Erde sein. Zwar giebt es merkantile Philister in Menge, welche keinen sonderlichen Werth auf diesen Reichthum legen, und ohne Scham und Scheu behaupten, daß unsere Finanzmänner klüger gethan hätten, statt der soliden Goldbarren, womit die schwere Contribution an die Gewalt des Absolutismus abgetragen wird, lieber unsern ganzen Sprachreichtum dahin zu geben, und daß es geschiedter gewesen wäre, die Politik der listigen Franzosen zu befolgen, die, statt klingender Münze, in solchen Fällen — klingende Worte zu geben pflegen. Aber mit tiefer Verachtung müssen wir auf solche gemeine Geldmenschen herabblicken, welche das nichtswürdige Metall höher schätzen, als das kostbarste Erbtheil eines Volkes, die heilige Sprache.

Ganz anders, hoff' ich, ist die Ehrfurcht, welche den Ausländer beseelt, wenn sein Auge

bei den unerschöpflichen Goldminen unserer Sprache verweilt, wie sie sich zum Beispiel in den wortreichen Amtsschriften unserer Volksvormünder, namentlich in den frühern Bundeestags- und jetzigen preussischen unverantwortlichen verantwortlichen Ministerial-Protokollen, diesen Mustern des deutschen Wortüberflusses, an den Tag legt.

Mit patriotischen Hochgefühlen muß daher diese Betrachtung Uns — meine deutschen Brüder! — erfüllen, die der Mitbesitz eines solchen Reichthums zu lauter Erösüssen macht. —

Es sei mir erlaubt, ein Beispiel anzuführen, welches vorzüglich dazu geeignet ist, hiervon eine recht anschauliche Vorstellung zu geben. Es sind die Wörter Lummel, Bengel, Flegel, Schlingel und Lölpel. Dem ersten Anscheine nach bezeichnen sie alle einen und denselben Begriff, nemlich den eines läppischen, unbeholfenen und ungezogenen Buben, der in seinem Betragen gegen alle Gesetze der guten Sitte anstößt. Aber dem Scharfblicke des Sprachforschers wird der feine Unterschied zwischen denselben gar bald einleuchten, und ihn zu dem Geständnisse nöthigen, daß keine andere Sprache so geschickt war, jene unmerklichen Nuancen — oder, um den Deutschmeistern keinen Anlaß zu Feindseligkeiten zu geben — jene unmerklichen Spielarten derselben zu bezeichnen. Zwar wird mancher Spötter gegen dieses Beispiel einwenden, daß es eben nicht taue, uns bei den Ausländern zu empfehlen, weil es ziemlich deutlich zu erkennen gebe, daß der Gegenstand selbst, welcher durch diese verschiedenen Ehrennamen ausgedrückt werde, bei uns in größerer Zahl und Mannichfaltigkeit, als bei anderen Völkern vorhanden sei. Immerhin! eine gewisse derbe Flegelhaftigkeit zeugt stets von Kraft, und schließt jene feine Abgeschliffenheit und Geschmeidigkeit aus, welche mit Kraft und Gediegenheit im offenbaren Widerspruch steht. Ex trunco sit Mercurius, oder besser: ex trunco sit Mars; zu Deutsch: aus einem tüchtigen Lummel kann jederzeit ein tapferer Held werden; aus einem feinen geschliffenen und geglätteten Herrchen aber wird höchstens ein Kammerherr oder Ceremonienmeister. — Seien wir daher stolz, wenn es wahr ist, daß wir nicht allein das bezeichnende Wort, sondern auch die

Sache selbst in reicherm Maße besitzen, als irgend ein anderes Volk.

Ueberlassen wir es jedoch unseren tiefsinnigen Sprachforschern, die feinen Grenzlinien, welche zwischen den genannten Begriffen stattfinden, mit philologischem Scharfblicke zu enthüllen, und die Stammwörter, denen sie ihre Entstehung danken, heraus zu grübeln. Ich meinerseits bekenne, daß ich von dem Unterschiede zwischen einem Bengel und Flegel, und zwischen einem Lämmel, Schlingel und Tölpel, nur ein dunkles, nicht mit Worten auszudrückendes, jedoch, wie ich mir schmeichle, zientlich richtiges Gefühl in meinem Innersten hege, und dies, glaube ich, ist derselbe Fall mit den meisten meiner Leser. Eine Bemerkung kann ich jedoch nicht unterdrücken, welche den Sprachforschern vielleicht zum Leitfaden dient, der Sache auf den Grund zu kommen.

Merkwürdig ist es nemlich, daß das Wort Engel, welches ein Ideal der Liebenswürdigkeit ausdrückt, mit jedem dieser Wörter eine gleiche Endigung, mit dem Wort Bengel aber eine so auffallende Aehnlichkeit und Affonanz hat, daß wir fast auf die Vermuthung gerathen, ein Bengel sei eigentlich nichts anderes, als ein noch unvollendeter Engel. Und in der That! wenn Ihr die holden Vorbilder dieser Gattung genau betrachtet, wie sie sich Euch hier und da an öffentlichen Orten, namentlich in den Schauspiel- und Kaffeehäusern, in ihrer ganzen Glorie darstellen, indem sie mit ihrer unreifen Stimme Eure Ohren betäuben, oder Euch mit der liebenswürdigen Bengelhaftigkeit auf die Füße treten, und mit dem Ellenbogen in die Rippen stoßen, ohne Pardon! zu sagen, so müßt Ihr diese Vermuthung bis zur Wahrheit bestätigt finden. Das Prädikat Bengel ist daher, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, aus den Wörtern beinahe und Engel zusammengesetzt. Der verunstaltende Sprachgebrauch, welchem die Kürze des Ausdrucks über alles gilt, warf späterhin das Wörtchen beinahe bis auf den Anfangsbuchstaben weg und machte einen Bengel aus dem Ganzen, was mir wenigstens ebenso wahrscheinlich vorkommt, als die scharfsinnige Behauptung eines Philologen, der das Wort Bischof von beissen und Schaf herleitete. Ein Bengel ist daher ein junger liebenswürdiger

Mann, welcher sich durch seine bartlose Jugend und naive Einfalt, verbunden mit dem Bewußtsein überirdischer Weisheit und dem ungezwungenen Betragen höherer Weltbürger, die an die conventionellen Fesseln des Erdenlebens nicht gebunden sind, unmittelbar an die Engel anreihet. — Auf ähnliche sinnreiche Art dürften sich auch die anderen Spielarten erklären lassen, doch ich will dem Scharfsinn meiner Leser nicht vorgreifen.

Friedrich.

Die Jüten.

Was die Bevölkerung Jütlands betrifft, so wird die vorgefaßte Meinung von ihrer Armseligkeit und Unschönheit durch die Wirklichkeit jedenfalls übertroffen. Eine ganze Nation auf Holzschuhen — ein schrecklicher Gedanke! und dennoch existirt sie hier. Von der hölzernen Sohle bis zum nicht oder schlecht bedeckten Scheitel hinauf ist an der Bekleidung des jütischen Landvolks kein Stück, das einen andern Zweck zu haben scheint, als die Blöße zu bedecken oder die Unbill der Witterung abzuwehren. Wir glauben, Moden giebt es hier nicht, es sei denn, daß man sich darin zu überbieten suche, keinen Aufwand zu machen. Die Gesichtsbildung des Jütländers ist keineswegs häßlich, aber unbedeutend. Der vorherrschende Gesichtszug verkündet Gutmüthigkeit, nur selten verräth ein unbewachter Blick eine geheime Klugheit (woran einige glauben), öfter der vorherrschende schwefelgelbe Bart Lücke und Eigensinn. Nach einer uns aus der dänischen Zeit sehr erinnerlichen Sage, soll in Jütland ein schöner Frauentypus herrschen; es ist uns nicht gelungen, bis jetzt ein entsprechendes Exemplar zu entdecken; vielleicht bergen sich dieselben im Schooße der Städte oder in den unentweiheten Hainen des Wensyffel. Die Sprache des Jütländers ist von der Art, daß sie nach einem nicht ganz unrichtigen Gemeinplake „kein vernünftiger Mensch versteht.“ Es verschlägt dazu sehr wenig, daß man

dänisch kann; man erreicht höchstens soviel, daß man verstanden wird, die jenseitigen Mittheilungen bleiben einem gleichwohl verschlossen. Geht man nun erst in dieser Leute Häuser und sieht sich alles darin an, so muß man daran verzweifeln, daß je ein holsteinisches Landmädchen dem reichsten jütländischen Bauer die Hand reichen sollte, um mit ihm Haus und Hof und Hab' und Gut zu theilen. Eine Beschreibung des Einzelnen müßte nothwendig von einer Zeichnung begleitet sein, würde aber auch ein so groteskes Bild geben, daß Jedermann annehmen würde, es wäre eine Copie eines gelegentlichen indianischen Wigwam aus Cooper's Romanen. Besucht man nun ein solches Haus und kann mit den darin wohnenden Leuten in ihrer Sprache sich unterhalten, so sind sie ganz glücklich, der Blick wird leuchtender, das Gesicht intelligenter, der ganze Mensch wird mensch-

licher, und die Schranke, welche zwischen ihm und der kultivirten Welt aufgerichtet schien, verschwindet zum sehr großen Theil. Die erste Frage enthält stets eine Erkundigung nach dem Stande der Dinge, insonderheit, ob wir bald Frieden erhalten. Uebrigens sehen sie die Sache überraschend richtig an. Den ganzen Casus belli erkennen sie darin, daß Friedrich VII., nicht zufrieden Herzog über Schleswig-Holstein zu sein, einen ungeleglichen Versuch mache, König dieser Lande zu werden — eine Ansicht, wie sie von einem jütländischen Landbewohner, der sich selbst zum „Trollesfolk“ rechnet, nicht besser verlangt werden kann. Uebrigens freuen sie sich, daß sich die Schleswig-Holsteiner gar nicht als ihre Feinde gebahren, vielmehr ihnen ihre Produkte, als Milch, Butter ic. zu gewohnten Preisen abkaufen, während die Dänen alles so genommen haben.

F e u i l l e t o n .

Berlin. Ein interessanter Fall bei den Berliner Wahlen ist die Uebergehung des Urwählers Alexander v. Humboldt. Noch am 16. Juli Abends hat er in einer Vorversammlung seine Karte reklamirt, aber es war zu spät. Der berühmte Gelehrte erging sich einem Freunde gegenüber in der scherzhaften Klage, daß ihm der Hof, da er nicht gewählt habe, nunmehr die Kundenschaft entziehen werde.

Constantinopel. Ein sonderbarer Aufstand fand lezt hin in Ortaköj, einer im Bosphor gelegenen Vorstadt Constantinopels, unter der armenisch-katholischen Bevölkerung statt, nicht etwa unter der männlichen, sondern unter der weiblichen. Es handelte sich um nichts weniger als um einen entschiedenen Widerstand gegen die Fesseln des Taschmaks (Gesichtschleiers) und des unschönen Feradsches (Mantels). In mehren Constantinopel ferner gelegenen Ortschaften des Bosphorus hat nemlich die schönere Hälfte der armenischen Nation sich schon seit Jahren in Bezug auf die Kleiderordnung emancipirt und geht frei herum in europäischen Moden, denen das levantinische Kopfstück allensfalls noch einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Das arme Ortaköj aber, seiner Nähe an Constantinopel wegen,

schmachtete noch immer unter dem tyrannischen, den türkischen Haremssitten entlehnten Joch. Endlich will es auch aufleben, will seine Errungenschaft haben. Man erklärt dem Patriarchen kategorisch, daß man am Sonntag ohne Schleier und Mantel zur Kirche kommen werde. Der Seelenhirt, erschreckt, erklärt sich für incompetent und weist die Sache an die weltliche Autorität. Diese, mit ächt osmanischer Toleranz, schiebt sie zurück an das geistliche Forum. Die agitirenden Schönen fragen indessen nicht lange und die glückliche Revolution ist gemacht!

Dresden. Börne schrieb 1830 mit seinem wärmsten Herzblute folgende Zeilen seines 31. Briefes: „Die Polen können untergeh'n trotz ihrer schönen Begeisterung. Aber geschieht es, wird so edles Blut vergossen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befruchten und tausendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. — Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen.“ Setzen wir statt der „Polen“ den Namen Ungarn, und es sind die Gefühle, die heutzutage Alle durchzucken, welche „ahnen, was Freiheit heißt“, in Börne'schem Lapidarstyl vor Augen gelegt. (Dr. Zig.)

Freiburg (Schweiz). An die deutschen Flüchtlinge, welche im Augustinerkloster einquartirt, in jeder Hinsicht ausgezeichnet behandelt und gut verköstigt werden, ist folgender Tagesbefehl erlassen worden: „Der unglückliche Ausgang Eurer hochherzigen Erhebung gegen die Anmaßungen der Despoten hat Euch genöthigt, das Vaterland zu verlassen und die Gastfreundschaft eines Volkes in Anspruch zu nehmen, welches von jeher auf die unverkümmerte Ausübung desselben stolz war. Wie aber das Schweizer Volk sich bemüht, Euer Unglück möglichst zu lindern, so werdet Ihr hinwieder, wir sind dessen überzeugt, einsehen, daß diese außergewöhnliche Lage Euch besondere Pflichten gegenüber dem Lande auferlegt, das Euch duldet und beherbergt, daß es eine Eurer ersten Pflichten ist, Alles zu vermeiden, was die Schweiz gegenüber dem Auslande compromittiren oder zu begründeten Klagen Anlaß geben könnte, sowie Alles, was geeignet wäre, die Ordnung und Sicherheit zu stören. Ihr werdet begreifen, daß, wenn die Schweiz geneigt ist, Denjenigen, die es bedürfen, Asyl zu gewähren, sie nicht dulden wird, daß ihr Gebiet zu einem Herde der Aufregung, zu einem Mittelpunkt politischer Umtriebe mißbraucht werde. Eine Uebertretung dieses Verbotes würde die sofortige Ausweisung des Betreffenden aus dem schweizerischen Gebiete zur Folge haben. Schließlich sollen wir Euch noch die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß Ihr Euch angelegen sein lassen werdet, durch eine gute Aufführung die Sympathien der Bevölkerung zu verdienen und insbesondere niemals die Mildthätigkeit des Publikums — zum Nachtheile Bedürftiger — zu mißbrauchen. Mit brüderlich-republikanischem Gruße! Der Director der Polizei: Castella. Der Director des Militärs: Wisfy.“

London. Während das britische Oberhaus in dem prächtigsten Saale der Welt seine Sitzungen hält, versammelt sich das Unterhaus immer noch in dem schmucklosen Raume, der ihm nach dem Brande des Parlamentsgebäudes provisorisch angewiesen wurde. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Kammer eines kleinen deutschen Staates besser placirt ist, als die Vertreter der britischen Nation, die Indien und Kanada regieren. Die Minister haben keinen eigenen Tisch, sondern sitzen auf der ersten Bank der rechten Seite und sprechen, wie jedes Mitglied des Hauses, vom Plaze aus, eine Tribüne für den Redner existirt nicht. Der mittlere Raum zwischen der rechten und der linken Seite wird fast ganz durch einen großen Tisch ausgefüllt, an dem das Sekretariat

arbeitet; auf der linken Ecke dieses Tisches steht der rothe Saffiankasten, der die Akte des Parlaments enthält, dieser berühmte Kasten, auf den O'Connell sich, wenn er sprach, zu stützen pflegte und von dem er, wenn er leidenschaftlich wurde, oft mehre Schritte zurücksprang. Dem Sprecher gegenüber, dessen Würde immer noch von Sir Charles Lefebvre im langen Talare und mächtiger Allongenperücke sehr feierlich repräsentirt wird, — ihm gegenüber am anderen Ende des Saales, dicht an der Barre, steht eine geringe Anzahl von Bänken, die für eine Art Centrum bestimmt sind, obwohl diese Fraktion des Hauses etwas Anderes bedeutet, als man in Deutschland darunter versteht. Rings an den vier Wänden des Saales läuft eine Galerie, deren zwei breite Seiten nur von den Mitgliedern des Hauses benutzt werden können und in der Regel unbenutzt sind; von den zwei Galerien an den schmalen Seiten ist die eine für die Berichterstatter, die andere für das sogenannte Publikum bestimmt, d. h. für die wenigen Leute, denen es gelungen ist, von einem Mitgliede des Hauses eine Ordre zum Eintritt zu erlangen.

* * In keiner Stadt der Welt findet man die Mittel zur Belehrung in so bequemer und umfassender Weise dem großen Publikum geboten, als in London. Das polytechnische Museum in Regentstreet ist nur ein Privatunternehmen, aber der Staat selbst hätte es nicht gediegener einrichten können. Es bietet eine gedrängte Uebersicht dessen, was im Gebiete der Industrie, der Schifffahrt und der Naturwissenschaften den Menschen am nächsten berührt, und Eine Dampfmaschine setzt eine Legion von Modellen in Bewegung, die klein genug sind, um anschaulich zu sein, und groß genug, um wirklich zu fabriciren. Ein kleiner Cyclus von Maschinen, gleichsam ein Manchester im verjüngten Maßstabe, bereitet die Baumwolle durch alle Stadien zu, und die ungereinigte, die vor deinen Augen aus der natürlichen Kapsel gezogen wird, die sie einschließt, siehst du innerhalb weniger Minuten sich reinigen, von Kamm zu Kamm wandern, als feinen Faden sich um die Spindeln drehen und schließlich als geschmackvolle Waare das Stickmuster verlassen. Dieselbe Dampfkraft setzt eine Buchdruckerei in Bewegung und Nahrung, denn der Mann, der den Dienst versteht, nimmt Bestellungen an, die von der kleinen Maschine, nach dem Verhältniß ihrer Kraft, so pünktlich wie von irgend einer großen ausgeführt werden. In das Wasserbassin, auf dem die Modelle aller Schiffe vor Anker liegen, steigt eine Taucherglocke nieder, die etwa vier Personen auf-

nehmen kann; daneben hängt die Kleidung der Taucher, die auf dem Meeresgrunde zu arbeiten haben. Das einzige lebende Wesen in diesem Museum ist der Zitteraal (*Gymnonotus electricus*), der in einem Glaskasten unter Drahtgeflecht herumschwimmt. Das Thier kam sehr jung nach England, ist aber hier erstaunlich gewachsen und seine Schläge sind von furchtbarer Kraft. In der Regel liegt es still mit seinem rothen Leibe auf dem Boden seiner feuchten Zelle und holt nur ab und zu sehr phlegmatisch Luft; dann aber schlängelt es sich sehr heftig hin und her, und wie die wilden Thiere im Käfig, durchreißt es sein Gefängniß immer wieder und wieder. Die lebendigen Fische, mit denen es gefüttert wird, tödtet es mit einem unsichtbaren Schläge und im Nu liegen sie todt auf dem Rücken. Für die Industriellen bietet das Museum eine immerwährende Ausstellung, denn jede neue Erfindung wird hier im Modell dem Publikum vorgelegt. Ein Zeichen mit der Glocke ruft in einen Saal, in dem alle Zweige der Naturwissenschaften vortragen und durch Experimente und Abbildungen erläutert werden. Ein anderes Zeichen ruft in ein kleines Theater, in dem eine kleine Musikaufführung stattfindet und Nebelbilder gezeigt werden. Damit schließt jede Vorstellung, denn die Londoner Familien besuchen das Institut vom Morgen bis zum Abende mit einem Eifer und einer Ausdauer, als ob es der italienischen Oper gelte.

* * * Tief in der City von London, von sehr winkligen Straßen, in denen sich zwei Wagen kaum ausweichen können, enge eingeschlossen, liegt ein kleiner Platz, das Printing-Square. Die kleinen Gebäude, die ihn bilden, sind die Officin des Journals, das an Einfluß und Reichthum seines Gleichen in der Welt nicht hat. Eine Marmortafel über dem Haupteingange, von einer großen Anzahl von Banquiers und Kaufleuten der City geschenkt, erinnert an die glückliche Entdeckung eines großen Betruges, dessen Urheber die „Times“ mit bedeutenden Kosten herausfanden und dadurch großen Verlust von der Kaufmannschaft abwandten. Tritt man ein, so erblickt man ein seltenes Schauspiel menschlicher Geschäftigkeit, die von in ihrer Art einzigen Maschinen unterstützt wird. — Die „Times“ machen in der Regel zwei Auflagen des Tages, ausnahmsweise, z. B. zur Zeit der Februarrevolution, auch wohl vier, ja fünf Auflagen. Jede Nummer ist meistens anderthalb Bogen stark, von denen der halbe Bogen und ein Theil des ganzen mit Annoncen ausgefüllt sind, durchschnittlich dreißig Spalten in Summa. In dieser Be-

ziehung ist der Andrang so stark, daß immer ein Theil der Inserate zurückgelegt werden muß. — Die „Times“ haben gegenwärtig ein Abonnement von 36,000 Exemplaren; an Tagen, an welchen interessante Parlamentsitzungen stattgefunden, ist die Auflage um etwa 1000 Exemplare stärker; an dem Tage, an welchem der Mörder Muth seine Bertheidigungsrede hielt, zogen die „Times“ 9000 Exemplare mehr ab. — In der Officin arbeiten 200 Personen. Der Schriftsetzer bekommt für 1000 Buchstaben 3 Schill. 9 Pence (?). Ist er fleißig, so kann er an einem Tage eine Spalte setzen und 15 Schilling (etwa 5 preussische Thaler) verdienen. Das Papier wird von mehren Mühlen geschafft, der Lieferant ist Miteigenthümer der „Times“. Jeder Bogen wird zuerst in Somersethouse gestempelt, wofür ein Penny an den Staat gezahlt wird. Für diese Stempel zahlen die „Times“, da sie täglich anderthalb Bogen geben, 72,000 Pence, d. h. 300 Pfd. Sterl. täglich und 93,000 Pfd. Sterl. (657,300 preussische Thaler) im Jahre. Ein Vorrath von 150,000 gestempelten Bogen liegt jederzeit in dem Papierkeller, mit deren Anfeuchtung 6 Menschen unablässig beschäftigt sind. Dieser Vorrath reicht für 4 bis 5 Tage aus. Außerdem bezahlt das Journal an den Staat für jede Annonce 1 Schill. Sixpence (etwa $\frac{1}{2}$ preussischen Thaler). Man sieht, daß die Abgaben der Journale zu den einträglichsten Revenüen gehören, welche die britische Regierung hat. — Die Maschinen der „Times“ sind doppelter Art: die kleineren liefern in der Stunde 4800 Bogen, die auf beiden Seiten bedruckt sind; in ihnen bewegt sich der Satz horizontal. Außerdem arbeiten noch zwei große Maschinen, in denen der Satz einen Cylinder bekleidet, der, indem er seine Bahn beschreibt, acht Bogenseiten bedruckt. Jede dieser Maschinen, von denen die zweite erst seit Kurzem aufgestellt ist, bedruckt 9600 Bogenseiten in der Stunde und könnte noch mehr liefern, wenn es auf die Dauer möglich wäre, sie so schnell mit Papier zu bedienen. Der Erbauer dieser ingeniosen Maschine ist Herr Apelgath; die Eigenthümer der „Times“ hatten keinen Contract mit ihm gemacht, sondern zahlten ihm, was er forderte, wofür er die Herstellung und stete Vervollkommnung der am schnellsten arbeitenden Pressen übernahm. Sie werden von einer Dampfmaschine von zwölf Pferdekraft (einer sogenannten Disk-Engine von Bishop) in Bewegung gesetzt, während für die kleineren eine Maschine von vier Pferden hinreicht. Der Ansicht, die man in Deutschland öfters hört, daß die Cylindermaschinen die Typen schneller abnutzen, wird von den Faktoren der „Times“ entschieden

widersprochen; sie finden im Gegentheil, daß die horizontalen Maschinen mehr Lettern consumiren. Es ist auch der Versuch gemacht worden, 12,000 Bogen in der Stunde auf den Cylindermaschinen zu drucken; aber dieser Versuch griff das Personal in hohem und die Maschine in gefährlichem Grade an. — Das Budget der „Times“ beträgt eine Summe, die genau zu bestimmen seine Schwierigkeit hat; aber groß genug wird es sein, um, wie versichert wird, einen Correspondenten in Aden am Eingange des rothen Meeres mit 1000 Pfd. Sterl. zu besolden, und einen eigenen elektrischen Telegraphen nach Liverpool zu bauen.

* * Die „Morning-Post“ — das hochtoristische Klatschblatt, das alle Unterröcke, Roben und Nachtmützen der hohen Aristokratie und der fashionablen Welt kennt — bringt folgende Nachricht: „Vermählung der Lola Montez (Gräfin von Landsfeld). Diese außerordentliche Dame, deren Antheil an den jüngsten Ereignissen in Baiern unsern Lesern noch im Gedächtniß sein wird, wurde am Donnerstag mit Georg Trafford Heald, Offizier im zweiten Garderegiment, getraut. Die Ceremonie fand erstlich in der französisch-katholischen Kapelle, sodann in der St. Georgenkirche, Hannover-Square, statt. Herr Heald ist ein noch nicht seit Langem mündig gewordener Mann. Sein Einkommen soll jährlich gegen 14,000 Pfd. Sterl. betragen.“ Bei einem solchen Einkommen läßt sich freilich ein allerhöchster, nicht sehr junger Gönner vergessen! Galignani's Messenger bemerkt, es sei eigenthümlich, daß an demselben Tage Lord Dudley Stuart im Unterhause, zum Ergötzen der Anwesenden, die Eingabe eines gewissen Herrn Colin Mackenzie gegen die „Uebel der Ehe“ verlas. Der unglücklich Verheirathete beginnt seine Eingabe mit dem naiven Geständniß, daß er in den Ehestand getreten sei, ohne die Uebel dieses Standes zu kennen u. s. w.

Mannheim. Aus: Neue Gedichte von Robert Prutz:

I.

Der mit Sporen an den Beinen
Einst gestampft der Freiheit Dreher,
Seht ihn sitzsam nun erscheinen,
Böllig zahmen Europäer.
Der mit hohlen Freiheitsphrasen
Beim Partierre einst kokettirte,
Seht ihn nun die Backen blasen,
Wenn ihn Wincke regardirte.
Wie er lächelt, wie er wedelt,
Wie er tänzelt auf den Behen,

Wie sein Antlig sich veredelt,
Hat ihn Radowig gesehen?
Ja wahrhaftig, Ihr Poeten,
Kräftiger als Heinrich Laube
Konnte Keiner Euch vertreten:
Gänzlich liegt Ihr hier im Staube.

II.

Wer ist jener Starke, Breite
Jener mit den mächtigen Lungen,
Der zu rednerischem Streite
Auf die Bühne sich geschwungen?
Würdevoll mit starken Händen,
In die Lüfte sich er mächtig;
Pfeile nicht kann er versenden,
Doch Schwadronenhiebe prächtig.
Wie er klar und deutlich schildert,
Daß das Volk in Irrsinn taumelt!
Daß die Nation verwildert,
Wo kein Mensch am Strick mehr baumelt.
Wie er ruft, daß Feuerbäche,
Bald der Himmel niederbrause.
Auf die Kotte, jene freche,
Im Berliner Schauspielhause!
Wäre dies ein märk'scher Junker,
Würd' ich sagen: ich verstehe;
Aber dieser Mann heißt Dunker, —
Heißt Max Dunker! das thut wehe!!

Preßburg. Die Preßburger Zeitung theilt aus dem Briefe eines jungen Mannes, der sich bei den Magyaren anwerben ließ, nach Siebenbürgen kam und dort eine Zeitlang Ordonnanz-korporal bei Bem war und bei diesem sehr in Gunst stand, nachstehende Züge zu Bem's Charakteristik mit. Bem wird in diesem Briefe als der tüchtigste, regsamste, ausdauerndste, aber auch strengste General geschildert; wie ihm selbst ausgezeichnete persönliche Tapferkeit, ja Verwegenheit nicht abzusprechen ist, so bestraft er die Feigheit am härtesten. Bem ist trotz seiner ganz zerrütteten Gesundheit ungemein ausdauernd, schläft auf der bloßen Erde, wenn es sein muß, meist aber in seinem Kabriolet, das sehr zweckmäßig gebaut ist; dort hält er auch Früh-, Mittag- und Abendmahl. Geistige Getränke nimmt er nie zu sich, auch der siebenbürger Wein ist ihm zu stark, „zu sehr in's Geblüte gehend“, wie er sagt, und das ist von üblem Einflusse auf seine Wunden. Meist ist es Zuckerwasser oder auch stark gezuckerter, mit Wasser gemischter Wein, den er trinkt; doch erträgt er Hunger und Durst mit seltenem Gleichmüthe. Seinen Befehlen muß streng Folge geleistet werden, und Offiziere, die

sich Einwendungen erlaubten, degradirte er oft auf der Stelle zu Gemeinen und setzte einen verdienstvollen Gemeinen, so sonderbar auch diese Karriere dünken mag, an dessen Stelle. Darum hassen ihn besonders jene Magyaren, die aus der Legion der Juraten und Fiskale ohne alles Verdienst und jede Kenntniß zu Offizieren genommen wurden, denn er achtet sie nicht und schickt sie immer in den dichtesten Kugelregen. Ueberhaupt spielen die sogenannten magyarisches Protegés eine sehr demüthige Rolle; Bem haßt nichts mehr als Rodomontaden, Flausenmachereien — er will Thaten, nicht Worte; darum sind auch die stereotypen Gljens, die nationalen Gesänge — die „unpoetische“ Schwärmerei für Volk und Vaterland bei uns verschwunden. Die wiener Legionäre, deren Gebeine nun sammt und sonders die Muttererde düngen, stellt er als Helden zum Muster und behauptete offen gegen die Landeskommissare, daß er mit 10,000 derselben Siebenbürgen für ewige Zeiten gegen jede Macht halten könnte. Man hat auf verschiedenen Seiten behauptet, Bem trage einen mit Gift gefüllten Siegelring, den er, wenn ihm jede Flucht abgeschnitten sei, als letztes Mittel benütze, allein es ist kein wahres Wort an der Sache, und er selbst, als er von dem Gerüchte einmal hörte, äußerte befremdet: „Ob denn seine Vergangenheit gar so spurlos verwischt sei, daß man ihm in der Todeswahl eine so gemeine Gesinnung zutraue.“ Bem trägt stets zwei Sackpistolen und einen Dolch bei sich, und gab schon einige Male nicht undeutlich zu verstehen, daß er im schlimmsten Falle als Mann zu sterben wissen werde: „eine Kugel für meinen Gegner, die andere, wenn es sein muß, für Bem.“ Auch widerlegt dieser Brief das über Bem verbreitete Gerücht, er habe eine Ahnung, daß er im Jahre 1850 seinen Tod finde. Im Gegentheil glaubt er, wenn man ihn hört, die Umwälzungsperiode des Jahrhunderts durchzukämpfen und dann „in friedlicher Abgeschlossenheit mit sich selbst fertig zu werden“

Rastatt. Tiedemann, der Commandant von Rastatt, während diese Festung in Händen freier Männer war, ist aus dem soldatischen Unwesen zur Vernunft erwacht. Der Sohn des

berühmten Heidelberger Anatomen, war er in den zwanziger Jahren in Karlsruhe, später in Bruchsal Reiteroffizier. Ein Mann von Bildung, hatte er höhere Ideale als Pferde und die Bläse, hielt sich streng und pünktlich im Dienste, zog aber sonst den Umgang von Gesinnungsgenossen dem seiner Regimentskameraden vor. Auf diese Weise gerieth er bei dem Regimente in eine mißliche Lage, ward von den anderen angefeindet, bekam spitze Reden zu hören, um ihn in Händel zu verwickeln und so durch eine Reihe von Duellen aus dem Regiment „hinauszuhauen“. Tiedemann aber, von einer zähen Festigkeit des Charakters, welche seiner Familie eigen sein soll, hatte über den Zweikampf bestimmte Ansichten, an denen er unbeugsam und stets mit demselben Gleichmuth festhielt. So kam es endlich, daß er doch den Abschied nehmen mußte, oder vielmehr, daß er ihn ungebeten, doch ehrenvoll erhielt. Der bald darauf in Griechenland ausgebrochene Kampf bot ihm einen neuen und erwünschten Kreis der Thätigkeit. Vor seiner Abreise dahin soll Tiedemann den „Badischen“ Rache geschworen haben, und nun nach zwanzig Jahren bringt ihm die Zeit Gelegenheit, jene Rache in vollem Maß zu üben. Der Commandant von Rastatt ist jetzt ein starker Bierziger, hoch und schlank von Gestalt, mit blondem Bart und ernstem Wesen. Mit einer Griechin verheirathet, lebt er seit einigen Jahren wieder in der Heimat.

Rom. In das Cafe nuovo, das größte in Rom und in ganz Italien, den Sitz der eifrigsten Mazzinianer, treten zwei französische Offiziere: „Kaffee!“ Der Cafetiere: „Kaffee ist nicht mehr zu haben.“ „Also Chocolate!“ Der Cafetiere: „Wir machen keine!“ „Benigstens ein Gläschen Rum!“ „Den führen wir nicht!“ Die Offiziere gehen, kommen aber in einer Stunde mit achtzig Mann wieder und sagen dem Wirth sehr kaltblütig: „Da man hier weder Kaffee, noch Chocolate, noch Rum haben kann, so kann dies Lokal auch nicht als Kaffeehaus dienen, sondern viel besser zur Kaserne.“ Hierauf werfen die eingedrungenen Soldaten die kostbaren Möbel zum Fenster hinaus und legen sich nach Vertreibung der Demagogen in ihrem Neste fest.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.